

# **Invokavit – Lerne dich erkennen! – 1 Mose 3,1-19**

## **Predigt von Klaus Hägele bei KIRCHE positHIV am 22. Februar 2015**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Liebe Gemeinde,

die Karnevalszeit ist vorüber. Die einen erfüllt das mit großer Traurigkeit, die anderen sind froh darüber, dass die Fernsehkanäle nicht mehr mit lauter Prunk- und Stunksitzungen verstopft sind. Am Karneval scheiden sich die Geister. An der darauf folgenden Fastenzeit ebenfalls. Es gibt immer mehr Menschen, die diese Zeit zum Fasten nutzen, Christen genauso wie Konfessionslose oder Esoteriker. Andere ziehen es vor, sich nicht an solche besonderen Zeiten zu halten, entweder einem eigenen Lebens-Rhythmus zu folgen oder generell wohltemperiert und ohne große Ausschläge nach oben oder unten, sozusagen auf der Nulllinie, durchs Leben zu gehen.

Das Kirchenjahr mit seinen geprägten Zeiten will nichts wissen von einer solchen Nulllinie. Es ist ein geniales Angebot, die christliche Lebenshaltung in allen ihren Facetten sukzessive einzuüben. Das Kirchenjahr ist ein geistliches Übungsprogramm – nonstop und jedes Jahr von neuem, lebenslang, ganz persönlich genauso wie für die Gemeinschaft. Warum müssen wir christliche Lebenshaltungen extra einüben? Weil, wie Martin Luther sagt, das Evangelium nicht nur gehört, sondern „in die Herzen getrieben“ werden muss, damit es uns in Fleisch und Blut übergeht. Die gute Botschaft Gottes macht aus uns erneuerte Menschen, sie führt uns zu uns selbst. Aber wir bleiben gerne in unserem alten Trott. Ödön von Horváth drückt es so aus: „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu.“ Da hilft nur Übung. Nicht zu viel auf einmal, wohl dosiert und auf längere Zeitabschnitte verteilt. Im Advent und zu Weihnachten eine andere Übung als in der Osterzeit, in der festlosen Zeit nach Pfingsten die Konzentration auf das Hier und Jetzt, und im Herbst ab Michaelis schließlich das trotzige „Jetzt erst recht“.

Zur Zeit, wo wir den Karneval hinter uns haben und in die Fastenzeit eintreten, sind wir an einer besonders schwierigen Stelle im Übungsprogramm des Kirchenjahres angekommen. Die evangelische Tradition hat mit beiden eigentlich nichts anfangen können, und im katholischen Umgang damit ist es zu einem riesigen Missverständnis gekommen, das schlimme Folgen hat. Dieses Missverständnis lautet grob: Im Karneval kann man so richtig die Sau rauslassen, am Aschermittwoch dann die Sünden des Karnevals zerknirscht beichten und bis Ostern dafür Buße tun. Und die Evangelischen haben das dann als typisch katholische Doppelmoral verachtet und sowohl den Karneval als auch die Fastenzeit verworfen. Doch beide Haltungen gehen völlig an dem vorbei, was diese Zeiten an wunderbaren Übungsmöglichkeiten für das Leben aus dem Glauben bereithalten.

Fasching oder Karneval beginnen am Tag der Erscheinung Christi, am 6. Januar. Und auch kirchlich lässt sich die Zeit danach, die Epiphaniastzeit bis hin zum Faschingsdienstag, als „fünfte Jahreszeit“ begehen, als etwas, was den ewigen Kreislauf des immer Gleichen und Vorgegebenen sprengt.

„Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude - Jesus ist kommen, nun springen die Bande, unser Durchbrecher ist nunmehr vorhanden - sprengt des Feindes befestigte Schlösser, führt die Gefangenen siegend heraus. - Jesus ist kommen, die Ursach zum Leben, dieser verschlinget Fluch, Jammer und Tod. Selig, die ihm sich beständig ergeben!“

Durchbrechen, sprengen, Gefangene befreien: Das ist der Grundton. In dieser Zeit wird der Taufe Jesu gedacht. Die Taufe, so hat es Hans Peter Hauschild gesagt, der auch in unseren Gottesdiensten gepredigt hat, die Taufe ist das Fest der Zerstörung der Schubladen, in die wir uns und andere so gerne stecken. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28). Fasching ist die Zeit, um die Freiheit von Christenmenschen einzuüben. Das muss nicht exalziert geschehen beim Karnevalstreiben, das ja gelegentlich auch etwas bemüht und zwanghaft daherkommt. Wer sonst recht angepasst lebt, kann auch auf eine weniger pompöse Weise einmal probeweise Nonkonformist sein, wagemutig und unvorsichtig, den Erwartungen einmal nicht entsprechen, also einmal aus der gewohnten Schublade herauskriechen oder herausspringen, je nach Temperament. Und der Fasching ist im Kirchenjahr die Zeit, in der alle, die sonst mit ihrer Andersartigkeit auffallen, etwa die les-bi-schwul-trans-Menschen, in besonderer Weise zu ihrem Recht kommen.

Mit dem Aschermittwoch beginnt nahtlos eine andere Übungsperiode. In der Fastenzeit kann ich mir dessen bewusst werden, dass ich immer noch in einer Welt der Begrenzungen und der Einschränkungen lebe, und dass ich als Mensch unvollkommen, voller Bedürftigkeit und Sehnsucht bin. Und dass ich nicht einfach autonom für mich leben kann, sondern *angewiesen* bin: auf Gott, auf andere Menschen, auf Nahrung und alles, was mir zum Lebensunterhalt dient. Ich bin vergänglich, werde sterben, und am Ende wird nur Staub und Asche von mir bleiben. Besonders wer dauerhaft krank ist, wer mit Schmerzen, mit Todesnähe vertraut ist, braucht weniger zusätzliche Übung in der Erkenntnis des Angewiesenseins: Wir *werden* mehr darin geübt als dass wir *aktiv* üben müssten.

Wie auch immer: Auch diese Übung in der Fastenzeit hat mit der Taufe zu tun: Das Wasser der Taufe, vermischt mit der Asche der Vergänglichkeit, empfangen ich als Aschenkreuz. Ein Symbol der Reinigung, denn aus Wasser und Asche wird ein uraltes Reinigungsmittel, ähnlich der Seife.

Beide Übungen sind also dazu da, „in die Taufe zu kriechen“, wie Martin Luther sagt, also das mit dem eigenen Leben nachzuvollziehen: Ich bin getauft. Die Taufe lässt mich teilhaben am Tod Christi, und sie lässt mich mit ihm in ein neues Leben auferstehen jenseits des alten. Die Epiphaniasszeit und die Fastenzeit helfen dazu, diese doppelte spirituelle Wirklichkeit „in die Herzen zu treiben“. Beide Übungen gehören zusammen. Das Fasten, In-die-Tiefe-Gehen ist nicht die Konsequenz oder die Strafe für den Ausschlag nach oben, das Überschreiten eingefahrener Konvention. Man könnte die Reihenfolge auch umkehren, zuerst fasten und dann die Konventionen hinter sich lassen. Aber auch dann wäre das freie Leben nicht die Belohnung für das strenge Leben zuvor. Beide sind nebeneinander gleich wichtige Grundeinstellungen eines christlichen Lebens. Martin Luther hat das in der ganzen Widersprüchlichkeit paradox formuliert: „Ein

Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“

Heute, am ersten Sonntag der Fastenzeit, geht es um diesen Zusammenhang. Wir haben die biblische Erzählung vom Sündenfall des ersten Menschenpaares gehört. Adam und Eva sind die freien Menschen, wie Gott sie sich gedacht und wie er sie erschaffen hat. So könnte es immer noch sein, so paradiesisch frei. Die Menschen des Paradieses hatten es nicht nötig, sich in die ihnen förderlichen inneren Einstellungen einzuüben. Sie lebten die Haltungen des Glaubens ganz von selbst, selbstverständlich: in der Beziehung zu Gott, zueinander und zur Natur. In allem waren sie ganz frei und gelöst und gleichzeitig ganz gebunden, verbunden, und das ohne Konflikt, ohne Entscheidungszwang, ohne unerfüllte Sehnsucht, ohne Not und Mühe.

Ein Leben also, das wir uns von unserer Lebenserfahrung her, in dem es kein Paradies gibt, nicht wirklich vorstellen können, das wir vielleicht nicht einmal unbedingt erstreben würden, wenn es die reale Möglichkeit dazu gäbe. Aber wir haben eine Ahnung davon, was das Paradies ausmacht, und irgendwie, ganz vage, sehnen wir uns danach. Die neue Schöpfung, die uns für die Menschheit und die Natur verheißen ist, wird uns aber nicht einfach zurück ins Paradies führen, sondern darüber hinaus in eine neue beglückende Wirklichkeit, in der Gott „alles in allem“ sein wird (1Kor 15,28), Himmel und Erde, Menschheit und Natur untrennbar miteinander verbunden und ineinander verwoben, ohne dass jedoch das Besondere jedes Einzelnen verloren geht. (Johann Tobias Beck, vgl. J. Moltmann, Das Kommen Gottes, S. 305f)

Am Ende der Erzählung vom Paradies ist alles verspielt: sowohl die Freiheit als auch die Verbundenheit, und damit auch das Paradies selbst. Statt der bisherigen Einvernehmlichkeit und dem selbstverständlichen Umgang miteinander fürchten sie sich vor Gott und verstecken sich vor ihm. Sie entdecken, dass sie vor Gott und voreinander nackt und bloß und ausgesetzt dastehen und versuchen, ihrer Schutzlosigkeit notdürftig zu abzuweichen, indem sie sich mit Blätterwerk kleiden. Sie fremdeln, wie kleine Kinder das tun. Das Leben im Einklang ist einer Trennung und Entfremdung gewichen, die zwischen alle und alles getreten ist.

Adam und Eva, also im Wortsinn „der Mensch“ und „die Menschin“, sie wollen Erkenntnis, sie wollen „sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Sie bekommen tatsächlich die Erkenntnis, doch mit der Erkenntnis von Gut und Böse kommt der Zwang, zwischen Gut und Böse unterscheiden zu müssen. Was verlockend erschien, ist zum Fluch geworden. Verlockend war die Vorstellung, alles im Griff zu haben, selbst Herr des Lebens zu sein, selber zu wissen und zu entscheiden, was gut ist. „Gott allein ist gut!“, sagt Jesus. Deshalb entpuppt es sich als Fluch, ganz selbstbestimmt und auf sich selbst gestellt sein zu wollen wie Gott. Ein Fluch deshalb, weil wir uns mit der Notwendigkeit, gut und böse zu unterscheiden, grundsätzlich und permanent überfordern. Natürlich wissen wir, dass Töten böse ist. Wie aber ist der Mord an Tyrannen zu beurteilen oder Waffenlieferungen im Kampf gegen organisierten Sadismus? Was ist von Beihilfe zur Selbsttötung zu halten oder von Abtreibung?

Es hilft nicht, die Augen zu verschließen, wir müssen uns diesen Fragen stellen: Was ist gut und was ist böse. Und je genauer wir hinschauen, desto mehr wird klar, dass wir das nicht wirklich entscheiden können. Aber auch diese Erkenntnis bringt uns nicht weiter.

Nie mehr kommen wir aus diesem Zwang heraus. Und niemand kann uns die Antwort abnehmen. Da bin ich, ich einzelner Mensch mit meinem Gewissen, ich allein muss *unterscheiden*, *entscheiden* und eine letztlich unbefriedigende Antwort geben. Nackt und bloß. So muss ich dastehen, geradestehen für meine eigene ungenügende Antwort. Und alle warten, wie sie ausfallen wird. Auch Gott. Gott wird zornig sein!

Dass ich Gott als einen zornigen Gott wahrnehme, kommt daher, dass ich die Vereinzelung gewählt habe, dass ich aus der Verbundenheit mit ihm weggegangen bin, weil ich selber groß sein wollte. Größenwahnsinn nennen wir das. Ein nach oben Streben ohne Grenzen, zu den Sternen und darüber hinaus. In dieser Perspektive kann ich Gott nicht mehr so sehen, wie er ist, als Liebe, sondern ich nehme ihn verzerrt wahr als zornigen Gott, vor dem ich mich rechtfertigen muss. Ähnlich geht es mir mit anderen Menschen. Und die Entdeckung des eigenen Nacktseins ist zugleich die Selbsterkenntnis: Der Versuch, durch Erkenntnis und gesteigerte Wahrnehmung vollkommen zu werden, ist gescheitert. In der (Telemann-) Kantate haben wir es gehört:

„Seele, lerne dich erkennen! Lauter Stückwerk ist zu nennen, was der Menschen Witz (ihre „Gewitztheit“) vermag. Zur Vollkommenheit zu dringen, sind der ird'schen Klugheit Schwingen viel zu schwach.“

Und es heißt weiter:

„Die nimmer ruhende Begier ist nach dem Höheren stets beflissen;  
der angeborne Stolz will auch die schwersten Sachen  
sich federleicht, ja, was unmöglich fällt, sich möglich machen.“

Diese Selbsterkenntnis ist bitter. Sie bedeutet nichts Geringeres als die Vertreibung aus dem Paradies der Selbstverständlichkeit des Lebens, aus dem Einklang mit Gott, mit der Natur und den Mitmenschen.

Den Weg zurück gibt es nicht. Erst die neue vollendete Schöpfung wird die Entfremdungen endgültig aufheben. Es wird dann nicht mehr die naive Harmonie sein, wie es im Paradies war, ohne Individuen mit Selbsterkenntnis. Es wird die vollkommene Verbindung von freien Persönlichkeiten in fragloser Gemeinschaft inmitten der vollendeten Natur im dreieinigen Gott sein.

Der christliche Glaube sagt uns, dass der Anfang dafür mit Jesus Christus schon gesetzt ist. Durch ihn können wir Gott anschauen, wie er ist, ohne nur uns selbst zu erblicken oder das verzerrte Angesicht des Zornes. Dieses wahre Gottesbild ist Christus, das eine Wort Gottes, zu uns gesprochen in diesem wahren Menschen, und ausgeteilt im Wort der Schrift und in Brot und Wein aus dem Garten des ewigen Lebens. In der Gemeinschaft an seinem Tisch ist das Verbundensein wieder hergestellt. Und wir können uns selbst neu erkennen, so wie wir eigentlich gemeint sind und wie wir uns selbst am besten gefallen: als freie Menschen in Beziehung.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsre Vernunft, bewahre unsre Sinne und Herzen in Christus, unserem Herrn.